



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schwarzes Bret

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zügig in der Musik, gar nicht so sehr auf das Nationale als auf das Menschliche an? und es sei z. B. die „Zauberflöte“ mit ihren Idealgestalten des weisen und edeln Mannes, des feurigen Jünglings, der unschuldig liebenden Jungfrau ein im höchsten Sinne deutsches Werk, weil in ihm der deutsche Geist das wahrhaft Menschliche zum schönsten Ausdruck gebracht habe? Man könnte sich bei solcher Rederei wohl auf eine Autorität berufen, die etwas gilt, nämlich auf Goethe; aber der ist ja in Sachen des Patriotismus für inkompetent erklärt, und freilich, wenn in dramatischen Fragen nicht der ästhetische, sondern der patriotische Gesichtspunkt maßgebend ist, so hat darauf Goethe nichts mehr zu sagen! Dann müssen auch die Hellenen des klassischen Altertums (die man bisher doch immer noch für leidlich gute Patrioten gehalten hat) beschämt zurücktreten mit ihrer Meinung, die aus nationalem Geiste erzeugte Behandlung des Menschlichen und Schönen mache das Kunstwerk zu einem nationalen Werke, nicht der mit lauten Worten prahlende Patriotismus. Nun, es ist nur gut, daß uns unsre Betrachtung über Goethe und die Hellenen, diese schlechten Patrioten, die Augen geöffnet hat, und daß wir einen höhern Maßstab für nationale Kunstwerke haben! Wenn es trotzdem noch unklare Seelen geben sollte, die zweifeln, ob das wirklich der höchste Maßstab sei, so werden ihnen hoffentlich die Augen vollends aufgehen (und die Ohren dazu!), wenn sie erst die zukünftige national deutsche Oper zu hören bekommen.

Nur ein leises Bedenken bezüglich der musikalischen Ausführung steigt uns dabei auf. Es mag ja Herrn Leoncavallo trefflich gelingen, für die patriotischen Ideen, für die politischen Konflikte, für die monarchischen Autoritätsbestrebungen, um die es sich in seinem Textbuch handeln wird, den musikalischen Ausdruck zu finden. Aber bei den Stücken mit Berliner Lokalfarbe gehört es doch unerlässlich dazu, daß in berlinischem Dialekt (um nicht zu sagen Jargon) geredet, in diesem Falle also gesungen wird. Sollte nun wohl solch eine berlinische Cantilene sehr lieblich klingen? Für ein Berliner Ohr vielleicht! Aber ob daraus nicht dem italienischen Komponisten, der bisher nur die Sprache seiner Heimat, die gesanglichste Sprache der Welt, in Musik zu setzen gehabt hat, ungeahnte Schwierigkeiten erwachsen werden? Armer Leoncavallo! Man wandelt nicht ungestraft in kaiserlichen Hoflogen.



Schwarzes Bret

Einer der Leitschriftsteller der Deutschen Rundschau, Herr Professor Paul Güßfeldt, hat vor einigen Monaten abermals die Beschreibung einer seiner Alpenklettereien ausgeben lassen, die er bekanntlich in der Absicht unternimmt, sich „intensivste Seelenregungen“ zu „erkämpfen.“ Daran ist nun nichts verwunderliches. Es ist auch die alte Schablone festgehalten: der Leser hat aller paar Zeilen den Mut, die Entschlossenheit, die Seelenerhebung, „nicht nur die Kraft, sondern auch Überlegung, Geschicklichkeit und vor allem Geduld“ des Verfassers zu bewundern. Manche Leser werden sich ja auch bei der Bewunderung dieser Kniefertigkeit ebenso wohl fühlen, als ob sie einem Selktänzer zusähen, und dem Montblanc von ferne dankbar dafür sein, daß er ihnen vermittelst des Seelenspiegels des Herrn Professors einen so angenehmen grusligen Reflex zukommen läßt. Aber die Bergsejerei in Ehren, eine Stelle möchten wir doch etwas tiefer hängen. In der Einleitung erzählt der Verfasser, daß er Seiner

Majestät dem Kaiser, den er bekanntlich auf den größern Reisen begleitet, im Sommer des vorigen Jahres habe unterbreiten dürfen, daß es sich für ihn (den Verfasser) um wirkliche „abschließende Studien für ein herauszugebendes Buch“ über den Montblanc handle; der Kaiser habe der ehrfurchtsvoll daran geknüpften Bitte mit den Worten willfahrt: „Es gilt der Wissenschaft, also reisen Sie.“ Es wäre nun sehr anzuerkennen, wenn Herr Professor Güßfeldt eine seiner vielen Schriften und Aufsätze wirklich der Wissenschaft gelten lassen wollte. Bis jetzt ist all der Mut, die Beharrlichkeit, die Besonnenheit, die Knie- und Magenfertigkeit, die allesamt nicht gelugnet werden sollen, nur für Seelenregungen angewendet worden; solange Tourismentum nicht als Wissenschaft gilt, so lange wird man sagen müssen, daß weder auf den Alpenreisen des Verfassers, noch in Scandinavien, noch in Südamerika etwas nennenswerthes für die Wissenschaft abgefallen ist. Wir wollen uns aber gern das zu werdende Buch darauf ansehen, ob es für die Geologie oder die physische Geographie des Montblancmassivs wirklich einen wissenschaftlichen Fortschritt bedeutet, und werden dann, je nach dem Befund, so frei sein, an jenes Kaiserwort wieder zu erinnern.

Wenn das Wort wahr ist: *Lo style c'est l'homme*, so sind die Redakteure des Berliner Tageblatts sehr schlechte Menschen, ja vielleicht die schlechtesten unter allen Litteraten Berlins. Und das will viel sagen.

Der „Chefredakteur“ dieser „verbreitetsten deutschen Zeitung,“ Herr Arthur Levysohn, hat ein für allemal seinen Ehrenplatz darin. Er erfand als Einleitung für Nachrichten, die nach Schluß der Redaktion eingehen, die prächtige Formel: „In dem Augenblick, wo wir unter die Presse gehen (!), erhalten wir folgendes dringliche Originaltelegramm.“ Es ist sicherlich ein großes Vergnügen, Herrn Levysohn zu sehen „in dem Augenblick, wo er unter die Presse geht,“ aber wie herrlich muß er erst in dem Augenblick aussehen, wo er aus der Presse wieder zurückkehrt! Wahrscheinlich kommen daher die vielen Plattheiten im Berliner Tageblatt.

Aber die Vorbeern des Herrn Levysohn lassen einen seiner jungen Männer nicht schlafen. Herr Otto Neumann-Hofer, der die Theaterkritiken des Tageblatts besorgt, sucht den Herrn „Chefredakteur“ noch zu übertreffen. Er ist ein talentvoller Herr, der seine geschätzte Kraft drei Unternehmungen widmet, denn er giebt auch das „Magazin für die Litteratur des Auslandes“ und die „Romanwelt“ heraus. Aber sein blühender Stil bleibt sich immer gleich, ja er wird immer schöner. Ein Meisterstück enthält Nr. 121 des Berliner Tageblatts in einer Besprechung der Aufführung von Kleists Hermannschlacht. Dort schreibt Herr O. N.-H.: Es sind donnernde, brennende, zischende, wühlende Leidenschaften, die Kleist in seinen Stücken ausgewittern läßt, und in den großen historischen Rahmen gespannt, bringen sie in die plumpen, schweren, einfüßrigen Massenbewegungen der Historie ein Element intimer persönlicher, nuancenreicher Charakteristik. Das einfache, glatte, große Völkerschicksal und das kaltenreiche, kleine Menschenschicksal stehen neben einander, ohne sich völlig zu versöhnen und zu verschmelzen, wie bei den Ganzgroßen, bei Schiller und Shakespeare.

Hoffentlich genügt das zur persönlichen, intimen, nuancenreichen Charakteristik eines Ganzgroßen.

Die „stattgehabte“ oder „stattgefundene“ Versammlung macht in beängstigender Weise Schule. Wenn man in einem Wursfblättchen eine tief sinnige Betrachtung über die „seit mehreren Tagen geherrschte ungewöhnlich milde Bitterung“ liest, so ist das in Anbetracht der Umstände, unter denen ein solches Blatt in der Regel sein Dasein fristet, noch zu verzeihen. Auch wenn der Magistrat von Stargard in der Stargarder Zeitung vom 6. März bekannt macht, daß „an Stelle des sein Mandat als Stadtverordneter niedergelegten Schornsteinfegermeisters Herrn Dallner“ eine Ersatzwahl vorgenommen werden soll, so wundert man sich nicht besonders,

denn man ist in den Bekanntmachungen der Behörden dergleichen nachgerade gewöhnt. Wenig Freude aber macht es, in dem Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 7. März die Mitteilung aus Paris zu lesen: „Lamoureux beglückte uns gestern ausnahmsweise mit einer Novität, die freilich bescheidenen Umfangs war, aber sehr gefiel. Der Ausgewählte war der seit acht Jahren in Paris niedergelassene Wiener Komponist Richard Mandl.“ Herr Mandl scheint seinerzeit mit dem Luftballon angekommen zu sein.

Einen ganz unschätzbaren Mitarbeiter, nicht nur, was launige Darstellung, sondern vor allem auch was Satzbau, Interpunktion und Orthographie betrifft, hat der Darmstädter „Stadt- und Landbote“ in Heusenstamm. Wir können es uns nicht verjagen, zwei Mitteilungen des Trefflichen hier wiederzugeben. Beide finden sich in der Nummer vom 4. März.

Heusenstamm, 20. Febr. Eine Serie von Bagatell-Prozessen und Strafen, zumeist von Angebereien und Reibereien entstanden, werden demnächst zur Aburteilung gelangen. Am Fastnachtstag machten sich einige junge Leute den Scherz mit einem Schimmel in die Wirtsstube der Felsburg zu reiten. Doch hinzu kam ein Mann des Gesetzes, der die Namen der Uebermütigen notirte und ein Strafmandat wegen groben Unfugs wird die Folge sein. — Wegen 80 Pfennige hat ein Kutscher einen sonst achtbaren Mann angezeigt auf Unterschlagung und — obgleich die Sache später geregelt wurde — geht es doch seinen Gang. — Zwei Bauernfamilien prozessen wegen einer lumpigen Ohrfeige, die dem Kinde des Einen von dem Andern applicirt wurde, beide nahmen Advokaten an, sodas es Unsummen kostet. — Im Taumel des Bieres ließ Jemand kürzlich einige schlüpfrige Reden über die Religion fallen und die Anzeige erfolgte. So gehen jährlich ungezählte Gelder hinaus aus der Familie, die es besser verwerten könnten.

Heusenstamm, 22. Febr. Seit einigen Tagen wird in mehreren Gemeinden eine Angelegenheit mit Sensation besprochen, die offenbar an die Kranige des Ibykus zurückerinnert Nämlich im Dezember 1878 wurde der damalige Gemeinde-Förster Ph. Anthes von hier eine längere Zeit vermisst. Später fand ihn eine, in Sachsenhäuser Waldungen, nach Holz suchende arme Frau den Leichnam in starke Verwesung übergehend. Man nahm nun allgemein an, daß A. sich selbst ein Leid angethan und die ganze Sache war schon längst dem Bereiche der Vergessenheit anheim gefallen. Vor kurzem nahm jedoch dieses eine kritische Wendung. Zwei Leute im Rodgau kamen in der Wirtschaft hinter einander und sollen hierbei Neußerungen gefallen sein, welche auf obigen Vorgang Bezug nahmen und auf eine verbrecherische That schließen ließen. Kurz, die Neußerung war gethan und gelangte denn gar bald bis zur Jurisdiction, die sich gar bald in der Person eines Staats-Anwaltes einstellte, um die nähere Untersuchung einzuleiten. Man ist nun allgemein gespannt, ob A. ein Opfer von Wilderern wurde oder ob es bei der ersten Behauptung bleibt. A. war gebürtig aus Egelsbach, stand damals in den 50er Jahren und war allgemein beliebt, sein plötzliches Verschwinden rief allgemeines Bedauern hervor, dessen Kinder wohnen heute noch hier.

In derselben Nummer findet sich auch ein Konzertbericht aus Michelstadt, der viel Schönes enthält. So schreibt der Verfasser über „die Piece Toccata“ von Bach: „Unheimlich, schauerlich stellenweise wirkend, erhebt dieses Meisterwerk das staunende Gemüth in reine Himmels-höhen; entwirrt aller Unvollkommenheit fählen wir uns in den heitern Regionen der beglückenden Idealwelt, frei von irdischem Staube, frei von phantastischen Gestalten der Romantik.“ Unre Leipziger Musikschreiber werden das mit Neid lesen!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig